

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

19]

Roman von C. Wiebig.

Gedankenlos streckte Elisabeth den Arm aus; wieder und immer wieder ließ sie eine feuchte Schilfrisppe durch die Finger gleiten. Da wurde ihre Hand gefaßt.

Heiders Gesicht sah sie nicht; sie hörte nur eine Stimme, leise, ganz leise, in eindringlichem Flüsterton: „Elisabeth, was ist Ihnen? Fehlt Ihnen etwas?“

Sie neigte den Kopf. Thränen kamen ihr in die Augen und tropften rasch nieder.

Er fühlte die warmen Tropfen auf seiner Hand und zuckte zusammen; sein Flüstern wurde erregter: „Wer hat Ihnen was gethan, Elisabeth? Sagen Sie es mir doch!“ Er preßte ihre Hand.

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie tonlos, „niemand!“ Ihr Blick verlor sich in das räthselhafte Schweigen rundum. „Ich weiß nicht, was mir ist.“ Sie ließ den Kopf wieder sinken.

„Elisabeth!“ Jetzt hob er sich auf die Knie, lehnte sich vornüber und suchte ihr Gesicht zu erforschen. „Sind Sie mir ein bißchen gut?“ Seinen Arm um ihren Nacken legend bengte er ihren Kopf mit sanfter Gewalt herunter. „Von Herzen gut, wie ich Ihnen?“

Seine Stimme glich einer sanften Liebesjong, sein Atem kam warm, zitternd aus der Brust — sie fühlte den erregten Druck seiner Hand, ihre Gesichter waren sich nahe, ganz nahe — sie schloß die Augen, eine lähmende Schwäche überkam sie. Kein Weg, kein Steg, kein Auf. Einjame Dunkelheit rundum, die sie mit weichen Armen umfieng.

„Liebes, liebes Mädchen!“ — Seine Augen glänzten vor den ihren. Immer näher, näher kam sein Gesicht — seine Lippen streiften ihre Wangen — da, war es nicht auf einmal hell, blendend hell?! Das Schilf teilte sich — — Marie Witters einjame Gestalt schwebte vorüber. Langsam glitt ein Stern vom Himmel und versank in der Flut.

Elisabeth zuckte zusammen, ein Abgrund hatte sich ihr gezeigt, ein jäher Absturz; die Ahnung einer großen Gefahr durchschauerte sie. Sie fühlte den Nachtkalt, die Haut durchfröstelnd. Sie schob Heider von sich und sprang auf, daß das Boot schwantete. „Jahren Sie zurück!“ sagte sie kurz; und dann mit erzwungener Heiterkeit: „Sie sind ja mein Freund — natürlich bin ich Ihnen gut, sehr gut!“

Er sprach kein Wort, sondern sah die Ruder, das Segel rauschte und gab den Ruderhaken willig frei. Jetzt — Elisabeth atmete auf — jetzt waren sie auf dem See, mitten in der hellen Mondbahn.

„Da, wie frei!“ Sie strich sich das feuchte Haar aus der Stirn. „Nun?“ Lächelnd sah sie in sein finsternes Gesicht.

Er sagte nichts, sie sahen auch keine Antwort zu erwarten. Unverwandt blickte sie nach oben zum Himmel auf. Nichts streckte sie mit einem leichten Freudenstreich beide Hände aus: „Da, da, der Stern! Sehen Sie ihn, Heider? Nun habe ich ihn gefunden! Den sehe ich alle Abend von meinem Fenster; so lange ich ihn da sehe, das weiß ich, so lange kann ich nicht untergehen. Es ist mein Aberglaube.“ Sie lächelte, wie von einem Druck befreit.

Er lächelte auch, aber er sah sie dabei nicht an. Sein lustiges, inabenhaft frisches Gesicht hatte einen fremden Zug. „Sehen Sie, sehen Sie den Stern?“ Lebhaft tastete sie seinen Arm.

Er nickte. Langsam senkte er die Ruder ins Wasser, leicht schwebte das Boot in der vollen Mondflut dahin. Er sah hinauf zum sternensimmernden Firmament, seine Lippen bewegten sich. Sie lautete; er sprach nicht.

Doch jetzt — er vergaß, die Ruderhaken ins Wasser zu senken, Mondlicht und Tropfen träufelten vom Holz nieder wie silberne Perlen. In einem melodischen Rhythmus sprach er, wehmütig und doch hoffnungsfreudig:

„Ach, müre langstenden Tage
Glängen wie ewige Sterne.
Als Trost für künftige Klage
Glühn sie aus goldener Ferne.“

Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber,
Unsere Sterne erlösen!“

VIII.

Frau von Lindenhahn lag auf ihrem türkischen Divan, die schönen Arme hinterm Kopf gekreuzt. Ihr phantastisches weißes Regliges floß in weichen Falten bis auf den Teppich. Tränmerisch sah sie nach den kleinen Rauchwölkchen ihrer Cigarette, mit schwimmenden, halb verschleierten Augen.

Sie liebte es, in der Dämmerstunde hier zu liegen; neben ihr auf dem Tischchen stand das Kistchen mit den russischen Papprossen, ihre Hand griff immer wieder hinein. Vassig hingestreckt, sah sie im leichten Dampf Gestalten kommen und gehen, sich drehen und winden in phantastischen Verschlingungen. Sie dehnte sich auf dem weichen Lager — immer farbiger wurden die Gestalten, immer bunter. Aus jedem Winkel des üppigen Gemachs flüsteren verführerische Stimmen — starke Männer, lodende Weiber tanzten bacchantisch durcheinander.

Sie gehörte seit einiger Zeit nicht mehr zu dem beliebten Schriftstellerinnen-Kleeblatt; mit Bolten und seinem Journal hatte sie endgiltig gebrochen. Für das Publikum war sie weniger geworden, desto mehr für die Feuilletonmeder. Eingelächelte Junggesellen spitzten den Mund, wenn sie bei den Buchhändlern vorbeiging, wo der neueste Band der Lindenhahn in schreiendem Rot — eine nackte Frauengestalt präsenzierte sich auf dem Einbanddeckel — sofort in die Augen fiel. „Lauter Nuditäten!“ sagte zwar Herr Eugen Goedeke und ging verachtungsvoll vorbei; im übrigen hatte er das Buch längst von seinem Dienstmädchen holen lassen und abends in Bett — seine Frau war in Heringsdorf — heimlich verschlungen. Verlagsbuchhändler Maier machte kein schlechtes Geschäft.

Frau von Lindenhahn sichtigte in diesen Dämmerstunden, die nur selten ein besonders Bevorzugter stören durfte, den Stoff, den ihre heiße Phantasie gear. Mit geschlossenen Augen, umhüllt von den Rauchwölkchen der Cigarette und dem Anbrudst der eigenen Gewänder, schilderte sie das Leben — „wie es wirklich ist“, sagten ihre Verehrer.

Heute arbeitete sie nicht, sie las. Ein heißes Rot auf den Wangen, las sie mit eiferächtiger Konzier. Ihre brennenden Blicke überflogen die Seiten. „Bah, Dorfgeschichten“, hatte sie gesagt, als ihr Maier das Buch empfahl. „Von der kleinen Reitharz? So, so.“ Mit einem halb wöttischen halb mitleidig wohlwollenden Lächeln hatte sie die ersten Seiten durchflogen — jetzt lächelte sie nicht mehr.

Mit tiefem Atemzug ließ sie das Buch aus der Hand fallen, es glitt von der seidenen Decke herab auf den Boden; da blieb es liegen. Frau von Lindenhahn nahm es nicht mehr auf. Sie preßte die Fingerringel gegen die Augen und verharrte so lange in nachlässiger Haltung.

Auf keine ihrer Kolleginnen war sie eiferächtiger gewesen. Mit liebenswürdigem Lächeln hörte sie Mäde Rosen, Frau Widmann, die Starzhusa und noch manche andere Loben; mit Eingeweichte entdeckten in diesem liebenswürdigen Lächeln die Ueberlegenheit. Aber dieses kleine Mädchen — die schöne Frau schnekte ans ihrer Verjantenheit auf — die, die!

Ihre Füße stießen die Decke zurück, sie sprang auf und ließ wie eine gereizte Löwin im Zimmer auf und ab — wie kam das Mädchen dazu, so zu schreiben?! Dies simple Mädchen aus der Provinz, mit den glattgeschrittenen Haaren und der phantasielosen Kleidung! Schwarzseidenes Kleid, bis unter's Kinn zugedrückt, weiße Kuischen — wie eine Pastorentochter! Frau von Lindenhahn grub die Hände in die schwarzen Haare, ihre verschleierte Augen öffneten sich groß — wie ein Nebelbild stieg's vor ihr auf, weit in der Ferne — sie sah sich selbst. So hatte auch sie einst angefangen, ganz bescheiden, ganz schlicht. Jetzt war sie die berühmte Schriftstellerin, aber, weiß Gott, ihre Arbeiten waren damals nicht schlechter gewesen. Sie fauzte und grübelte.

Die Jose kam leise herein und brachte den Thee Apparat und das silberne Kuchenbörchen. Heute war Empfangstag.

Es dauerte nicht lange, so erschien die Starzynska, hoch toupiert und eng geschmürt.

„Wissen Sie's schon, Liebste?“ — sie fuhr herein wie ein Taufwind — „Mairr verlegt mein Trauerspiel, errr ist ganz entzückt! Und derr Intendant hat mich darum gebeten, errr will es demnächst zur Aufführung bringen!“

„Welcher Intendant?“

„O, ich meine Direktor, Direktor,“ verbesserte die Starzynska, „Theaterer riskieren mein Stück nicht, es ist zu stark. Haben Sie's nicht gelesen? Ich weiß garr nicht, woher man das gleich gewußt hat? Wie gesagt, es wird aufgeführt, ein kolossal starkes Stück!“

„Ich gratuliere!“ sagte Frau von Lindenhayn.

Und nun kam Mia Widmann, Alinde Rosen gleich hinterdrein. Sie wußten bereits von dem Trauerspiel.

„Und habt ihr schon die Kritik über die Reinharz gelesen?“ pläzte Alinde sofort heraus. Sie war ganz erregt. „Denkt euch, in der heutigen Morgenzeitung stand eine — ein ellenlanger Artikel!“

„Was? Wie?“ Allgemeines Erstaunen.

„Das ist nicht anders möglich,“ sagte Mia Widmann kurz entschlossen, „sie muß den Redacteur gut kennen. Wahrscheinlich sehr gut,“ setzte sie mit bezeichnendem Ausdruck hinzu. „Alinde, Du bist ja näher mit ihr bekannt?“

„Gott, wer weiß, vielleicht hat sie Beziehungen. Ihr müßt doch nicht gleich das Schlimmste denken!“ Alinde zuckte die Achseln. „Mir kam sie immer sehr harmlos vor; als sie mich das erstemal besuchte, zeigte ich ihr meine Truhe, ihr kennt sie ja — mit all den Billetdouir! Sie wurde dunkelrot und war ganz verdußt. Lieber Gott, rührend! Ich finde ihr Buch ganz niedlich!“

„Ich kann nichts daran finden,“ wandte sich Mia Widmann an die Starzynska, „Du, Wlodzka?“

„Garr nichts, keine Spurr von Talent. Sie versteht nurr, darrauf zu laufen!“

Mia Widmann stimmte eifrig zu. „Das ist es; wenn ich bedenke, wie schwer es mir geworden ist, mich durchzuringen!“ Sie hob stolz das Köpfchen. „Aber was ich geworden bin, bin ich aus mir selbst geworden!“

„Ich habe auch niemandem etwas zu danken!“ rief die Starzynska.

„Ja, Du!“ Mia Widmann schlang zärtlich den Arm um sie. „Du bist ein starkes Mädchen!“

Sie küßten einander.

„Neue Besen kehren gut!“ sagte die kleine Widmann, sie liebte die kräftigen Ausdrücke. „Aber Volten will doch nichts von ihr wissen.“

„Das glaube ich.“ Frau von Lindenhayn machte ein undurchdringliches Gesicht bei diesen Worten.

„Unterrhalten wirr uns doch von etwas anderem!“ Wlodzimir wurde ungeduldig. „Mein Trauerspiel —“

Frau von Lindenhayn schnitt ihr das Wort ab. „Sie ist ein sehr hübsches Mädchen,“ sagte sie nachdenklich, „sie könnte Carriere machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Tiefwasserbauten.

In Deutschland wird zur Zeit ein Bauwerk ausgeführt, welches durch die Art und Weise seiner Herstellung das besondere Interesse der in Frage kommenden Fachkreise hervorruft, und das nach Fertigstellung den Beweis der eminenten Leistungsfähigkeit der jetzigen Tiefbautechnik liefern wird. Wir meinen den gemeinsamen Bau der beiden großen Trockendocks für die Marine am Kieler Hafen.

Die Ausführung dieser Arbeiten stellt die größten Wasserbauten dar, die jemals in Deutschland ausgeführt sind. Sind schon die gewaltigen Schleusenanlagen an den Endpunkten des Nordostsee-Kanals, in Holtzenau und Brunsbüttel der Gegenstand des Staunens und der Bewunderung der Besichtigter gewesen, so werden diese Trockendocks in noch viel höherem Maße der Schöpfungskraft und dem Können des Menschen ein glänzendes Zeugnis ausstellen.

Docksbauten sind an und für sich ja bei den heutigen Fortschritten und Errungenschaften der Technik Arbeiten, die verhältnismäßig nicht allzu schwierig auszuführen sind; indessen liegt die Hauptschwierigkeit bei den Bauten an der Kieler Förde darin, daß auf Jahre hinaus die Hauptarbeiten in einer Tiefe bis zu 16 und mehr Meter unter dem Wasserpiegel ausgeführt werden müssen.

Erst im vergangenen Jahre wurde in Bremerhaven ein großes, mit Staatshilfe erbautes Trockendock fertiggestellt, welches zur Aufnahme der großen Lloyd-Dampfer dienen soll. Der Bau dieses Docks

ist im Trocknen ausgeführt worden, wie bisher stets bei derartigen Arbeiten, und erst nach Fertigstellung wurde der das Wasser abhaltende Erddamm entfernt.

Von dieser Praxis hat man abzuweichen müssen, weil die Umstände ein Hineintreten der Kieler Docks in den Hafen bis zu zwei Dritteln der Länge erforderlich machten.

Zur Ausführung dieser Wasserbauten hat die Regierung dem Reichstag gegenüber den Eifer und die Beharrlichkeit gezeigt, wie sie bei den Anforderungen des Marinebaus und Militarismus stets bei der Regierung zu finden und bei Kulturaufgaben leider zu vermissen sind.

Schon durch den Etat von 1891/92 waren zur Einleitung von Vor- und Projektierungsarbeiten für Dockanlagen, der Regierung 36 000 M. an die Hand gegeben. In den beiden nächsten Etatsforderungen wurden dann je die ersten Raten für zwei Trockendocks verlangt, jedoch vom Reichstag gestrichen.

Beim nächsten Etat begnügte sich die Regierung mit der Forderung nur eines Docks. Aber ebenso, wie auch in den beiden weiteren Jahren, wurde die stets verlangte erste Baurate, im Betrage von 1 Million Mark, von der Volksvertretung abgelehnt.

Bei der fünften Ablehnung im Jahre 1896/97 wurde die Regierungsforderung nur aus finanziellen Gründen versagt. Im Jahre 1897/98 erfolgte dann die Bewilligung der ersten Baurate für ein Dock, der im vergangenen Jahre die Zustimmung für die erste Baurate des zweiten Docks folgte.

Die Gesamtkosten der Bauten dieser beiden Docks sind auf ca. 17 Millionen Mark veranschlagt. Die Bauzeit ist auf 5 Jahre berechnet und die Ausführung am 1. September 1897, der schon beim Bau des Nordostsee-Kanals beteiligten Firma Ph. Holzmann u. Co. in Frankfurt a. M. übertragen.

Seit dem Spätjahr 1897 wird nun an diesen Bauwerken gearbeitet. Auf dem Baugrund, soweit es sich am Lande befindet, sind fleißige Hände thätig gewesen, den Bau zu fördern. Das frühere Wohngebäude des Oberwerksdirektors der staatlichen Werft, welches auf dem Baugrund lag, ist abgebrochen, der zu dieser Wohnung gehörige Park und ein Teil des Gartens, des von der Marineverwaltung angekauften Vergnügungsetablissemments „Wilhelminenhöhe“ ist glattrasiert und soweit die Docks ins Land hineintreten, ist eine Spundwand gezogen.

Aber dieses alles sind nur die sichtbaren, unbedeutenderen Arbeiten, gegenüber der unter dem Wasser schon vollführten. Weit um das Baugrund im Hafen sich hinziehend, eine Fläche von circa 7 Hektar einschließend, ist auf dem Hafensboden ein mehrere Meter hoher Sand- und Erdwall aufgeschüttet, der die am Hafengrunde lagernden Schlamm- und Schluffmassen vom Bauplatz fernhalten soll. Und innerhalb dieses eingeschlossenen Terrains sind nunmehr schon seit einem Jahre 2 Wagger thätig, zunächst die Schlammmassen zu entfernen, und dann den Grund auf eine Tiefe bis zu 16 Meter anzuheben. Monatlang ist allein an der Schüttung des Erdwalls gearbeitet worden, dessen Stelle an der Oberfläche des Wassers durch kleine Wogen gekennzeichnet war und wo der am Lande gewonnene Sand durch Schuten in den Hafen gelassen wurde.

Diese Arbeiten aber sind nur erst die Vorbereitungen zum Bau gewesen. Durch eine mächtige, inzwischen fertiggestellte Taucherglocke wird nunmehr der eigentliche Baugrund an jeder Stelle überdeckt werden und dort in der Tiefe der eigentliche Bau beginnen. Welche riesige Vorrichtungen geschaffen werden mußten, um diese Hauptarbeit in der Tiefe des Wassers leisten zu können, ersieht man schon aus den Kosten, welche die Taucherglocke, die dieselbe haltenden Taucherschiffe mit all ihren Maschinen usw. verursacht haben, und die sich auf ca. 1 Million Mark belaufen.

In Form eines Rechtecks, aus starken Eisenplatten gebaut, wird die Taucherglocke eine Fläche von etwa 300 Quadratmeter überdecken können. Zwei eigens für diesen Zweck gebaute, durch kräftige Hoch in die Luft ragende Eisenkonstruktionen zu einem fest zusammengefügten Ganzen verbundene Taucherschiffe werden zwischen sich die Taucherglocke tragen, die zu jeder Tiefe hinabgelassen werden kann.

Und hier unter der Glocke, in einer Luft, welche die mehrfache Dichtigkeit der atmosphärischen hat, wird nun auf etwa 2 Jahre ununterbrochen Tag und Nacht geschäftet werden.

Es ist eine an Gefahren überreiche Arbeit, die von den Arbeitern verlangt wird, und nur ganz gesunde, kräftige, vom Arzt für tauglich befundene Leute werden dort in der Tiefe, am Hafengrunde, das Baugrund, soweit noch erforderlich auskachten, die Betonierungsarbeiten vornehmen und darauf dann das Mauerwerk aufsetzen.

Zum Ein- und Auslassen der Arbeiter, zum Hineinschaffen des Baumaterials und zum Transport des ausgeschachteten Erdbreichs usw. ist der Boden der Taucherglocke mit sogenannten Auswechslungskammern versehen, welche in bis an die Wasseroberfläche führende Schächte münden. Die Auswechslungskammern sind erforderlich, um ein Entweichen der in der Glocke befindlichen komprimierten Luft zu verhindern. Um ein Heben der Glocke durch diese Luft zu verhindern, ist Vorrichtung getroffen, daß die Glocke durch Wasserballast beschwert werden kann.

Mehrmals muß jede einzelne Stelle des Baugrundes durch die mächtige Taucherglocke überdeckt werden. Erst wenn das Fundament des ganzen Baues durch das eigene Schwerkraft im Hafensboden sich so gelagert hat, daß eine Formveränderung nicht mehr anzunehmen ist, wird mit dem Aufbau der eigentlichen Seitenwände der Docks begonnen werden.

Nicht weniger dem ca. 150 000 Kubikmeter Mauerwerk werden dort in der Tiefe des Hafens gelegt und gebaut werden müssen.

Die maschinellen Einrichtungen werden alle elektrisch betrieben werden. Auf dem Bauplatz wird eine elektrische Kraftzentrale errichtet, von der aus dann nach den Taucherschiffen der Strom übertragen wird. In dem einen Taucherschiffe werden mächtige Luftpumpen für Abfugung der verbrauchten und für Zufuhr frischer Luft für die Taucherglocke sorgen. Und im anderen Schiffe werden die Elevatoren, Winden für die Kräne usw. montiert.

In nächster Zeit wird nun mit dieser Arbeit unter der Taucherglocke begonnen werden und auf der Wasserfläche des tiefer Hafens werden die beiden Taucherschiffe mit ihrer mächtigen Eisenkonstruktion das Auge des Zuschauers auf sich lenken. Wenn dann nach Jahren der Bau bis zur Wasseroberfläche gediehen ist, wird die Einfahrtsseite des Docks provisorisch erst gedichtet werden, und dann der ganze Bau von innen mit mächtigen Granitquadern ausgelegt.

So wird in aller Stille am tiefer Hafens ein Bauwerk ausgeführt, welches eine Unsumme von Intelligenz, von geistiger und physischer Arbeit in sich vereinigt, die festgelegt ist für die unproduktiven Zwecke des Marinismus. —

A. Wiffel.

Kleines Feuilleton.

— **Fritz Reuters letzte Stunden.** Am 12. Juli 1874, vor 25 Jahren, schloß Fritz Reuter die Augen für immer. Ueber seine letzten Stunden berichtet Paul Warnde in seiner plattdeutsch geschriebenen Reuter-Biographie (Leipzig, A. Voigtländer 1899) wie folgt: „Glaubst Du wohl, Bising,“ frög hei (seine Gattin), „daß meine Wäcker mich überleben werden?“ „Ist das Dein Wunsch, mein Fritz?“ „Säd sei, sei kinn knapp en Wurt 'rutbringen för Led un Angst. „O gewiß!“ antwurt'te de Dodkranke, un sin' Ogen würden ordentlich hell. — „es wäre doch so schön!“ — „En amner Mal frog hei sei, wo sei en henbringen laten wull, wenn hei storwen wir, un as sei en antwurt'te: „In mein Zimmer, mein Fritz“, dinn drückte hei ehr de Hand mit de Würd: „Mein Bising, das wolltest Du thun?“ — „Lijer un lifer slog dat Hart — de Aten güng swerer und swerer. Noch bröchte hei mähsam de Würd 'rut: „Mein Gott!“ — denn fül hei in 'ne Ort von Halwafel. „Da bin ich Dich über!“ säd hei lising vör sik — sin Lufel Fräsig müggat vör en stahn — un nah 'ne lütte Tid: „Gedenken, gedenken?“ „Ja“, rep Rowise und ehre Thranen lepen up sine Hand, dei sei lüfte: „Ja, immer in Liebe und mit Dank!“ Dor slog hei de Ogen up un lel sei glücklich an. — Den 12. Juli des Rahmiddags, as de Dokter lein, säd hei: „Herr Doktor, ein schwerer, schwerer Kranker!“ un nah 'ne lütte Tid, as wenn hei sählen ded, dat de grote Kampf tüschen Freud un Leid, den wi Lewen nennen, tau Em' gung, rep hei: „Friede, Friede, Friede!“ — Dat wiren so tämlich de letzten Würd, dei hei spröt — blot noch einmal ded hei den Mund up: „Quising, lulle mich in Schlaf!“ — fort naser was 't all. 't was Sämidag, den 12. Juli, Rahmiddags Klood halw söh.“ —

— **Eine Tropfsteinhöhle im Felsengebirge.** In dem Clam-Gallaschen Kalksteinbrüche in Heinersdorf wurde kürzlich nach Abgabe eines Sprengschusses in einer Felswand ein kopfgroßes Loch entdeckt, welsch letzteres durch den Steinbruchleiter bis zu einem Meter Höhe und einem halben Meter Breite ausgehauen wurde. Durch dieses Loch gelangt man mittels einer sieben Meter langen Leiter abwärts in einen Hohlraum von etwa 5 Meter Breite und 10 Meter Höhe. Der Hohlraum ist mit schönem Tropfstein an den Wänden geziert. Aus diesem Hohlraum führt eine Felsplatte von 3 Meter Höhe in einen zweiten Hohlraum, der bis jetzt noch nicht betreten worden ist, doch sehr groß und tief sein muß; denn wirft man Steine horizontal, so hört man diese nicht anschlagen, wirft man sie aber in die Tiefe, so dauert es mehrere Sekunden, ehe sie auffallen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß in diesem Hohlraume Wasser sich vorfindet. Der jetzt geschaffene Abstieg zum ersten Hohlraume ist ohne große Anstrengung auf einer Felswand von etwa 15 Meter Höhe zu erreichen. —

Musik.

Die Erinnerung an unser altes Operntheater mit seinen spärlichen und kaum jemals nach Zugabe eingehaltenen Renaufführungen läßt es uns um so dankbarer mitansehen, wie die weitaus schwieriger gestellten zwei privaten Operngesellschaften, die jetzt hier spielen, eine Reueinstudierung nach der anderen bringen und dabei ihre Ankündigung fast immer auf den Tag genau einhalten. Dazu kommt, daß ihre Darbietungen zwar nach idealem Maß gemessen nur eben Opernspiel sind, jedoch nach dem Maß der „königlichen“ meistens ziemlich gut und nach dem Maß der Provinz- und Sommerbühnen durchschnittlich sehr gut sind. Am ungünstigsten steht es in ihrem Bereich meist mit der Regie und besonders mit Chor und Orchester. Die Solisten erheben sich jedoch teilweise, etwa eine nicht seltene „Ausgegungenheit“ abgerechnet, zu beträchtlicher Tüchtigkeit. Für all das Gesagte bot, um wieder einmal einen von mehreren Fällen herauszuheben, ein gutes Beispiel die neue Aufführung der „Jüdin“ von Halévy am letzten Dienstag durch die Morwiz-Oper (im Schiller-Theater). Diese vielleicht beste

Leistung aus der Epoche der hochpathetischen französischen „Großen Oper“ stellt an ihre Wiebergabe hohe Ansprüche. Sie kam diesmal mit der entsprechenden Effektwirkung heraus. Einer besonderen Erwähnung wert waren Henry Vorchers als „Recha“, Otto Schrötter als „Elezar“ und Theo Haven als „Ruggiero“.

Direktor Morwitz will nun auch, soweit möglich, allwöchentlich eine vollständige Vorstellung zu halben Preisen geben. Zunächst soll an diesem Sonnabend als derartige Vorstellung der „Freischütz“ in Scene gehen. —

Kulturgeschichtliches.

Dr. Berliner Sigerl vor 100 Jahren. In einer alten Korrespondenz von 1799 liest man: „Wir versprachen unseren Lesern, in diesem Heft einen jungen Herrn in der neuesten Form zu zeigen. Da indes nicht viel Einbildungskraft dazu gehört, sich einen jungen Mann zu denken, der das Haar fast dicht am Kopfe abgeschnitten hat, goldene Ringe in den Ohren und ein großes Halsstück, weiß oder bunt, trägt, dessen faltenreicher Rock dunkelblau oder grau, mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, so kurz ist, daß er die Knie nicht erreicht, mit weißer Weste, Pantalons und Halbstiefeln angethan, die vorn so lang und spit sind, daß sie sich über die Knie hinaus krümmen, glauben wir uns das Kupfer ersparen zu können, welches ihn darstellen sollte. Unsere Leser würden indes fehlschießen, wenn sie den größten Teil der Berliner in diesem Kostüm zu erblicken glaubten. Es sind bloß die sich auszeichnenden Elegants, die sich so kleiden. Andere lassen sich im Raden ein kleines Pöpschen Haare stehen, das sie mit Vand unvideln und so wachsen denn die Pöpsche in mannigfaltigen Stufen bis zur gewöhnlicher Größe heran, und in eben dem Grad wird dann der Rock weniger faltenreich, länger. Die Halbstiefeln sind kürzer und weniger spit. Das Halsstück wird dünner. Die Ringe fallen aus den Ohren und das Haar kräuselt sich an der Seite.“ —

Volkstunde.

— **Die unglücklichen Tage des Jahres.** Ueber die Auffindung eines merkwürdigen Manuskriptes in einem Wienerhause in Pottschad berichtet die „Zeitschrift für österreichische Volkstunde“: Unter den Handschriften fand sich hier ein modriges Blatt, auf dem mit noch etwas leserlicher Handschrift eine genaue Beschreibung der unglücklichen Tage des Jahres verzeichnet war. Besonderes Interesse erhält sie dadurch, weil diese Aufzeichnungen aufscheinend einer alten gedruckten Quelle nachgeschrieben worden sind. Nach dem Papier und der Handschrift zu urteilen, stammt das Blatt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Beschreibung beginnt: „Als nehmlich 42 Tage sind unglücklich in dem ganzen Jahr, wie solches ein griechischer Autor bezeugt als welcher an denen her nachgesetzten Tagen krank wird, tomet nicht leicht davon.“ Es folgt dann die Aufzählung der 42 Tage. Im Januar werden am meisten unglückliche Tage angegeben, nämlich 6, im April 5, im Juni und Oktober aber nur zwei. Durchschnittlich giebt es 4 unglückliche Tage in jedem Monat. Es heißt dann weiter, „so ein Kind in diesen Tagen geböhren wird bleibt nicht lang beim Leben“, oder wenn es leben bleibt, wird es arnfelig und elend. Wer sich in diesen Tagen verheiratet, die verlassen gern einander und leben in Streit und Armut“. Keine Reise, kein Bau soll in diesen Tagen angefangen werden, nichts geät oder gepflanzt, denn „man fangt an was man wißl, tomt alles zu schaden“. Drei Tage giebt es, die als ganz besonders unglückbringend gelten. Das ist „der 1. April, denn da ist Judas der Verräter geboren, den 1. August ist der Teufel vom Himmel geworfen und den 1. Dezember ist Sodom und Gomorra verfunten.“ Wer an diesen Tagen wird, „stirbt eines bösen Todes oder wird von der Welt zu schanden und auch selten alt“. —

Aus der Urzeit.

ss. Das größte Meer-ungeheuer, von dem man bisher Kenntnis erhalten hat, ist jetzt in dem amerikanischen naturwissenschaftlichen Museum in Washington zur Aufstellung gelangt. Selbstverständlich handelt es sich um keinen Zeitgenossen des Menschen, sondern um ein Geschöpf, das längst ausgestorben ist und nur noch in gewissen Gesteinschichten sein Skelett als letzte Spuren seines Daseins hinterlassen hat. Es ist ein Vertreter aus der Reptiliengruppe der Mesosaurier, die während der Kreidezeit die Meere bevölkerten, und zwar der kolossalsten Art jener riesigen Tiere, das den Namen Tylosaurus dispelor erhalten hat. Es hat eine oberflächliche Ähnlichkeit mit einer ungeheuren Schlange. Die Ähnlichkeit ist aber auch nur eine äußerliche und nur durch die ungeheure Länge des Schwanzes veranlaßt. Im übrigen gleicht das Knochengerißt weit mehr dem der Eidechsen, auch haben die Tiere zwei allerdings sehr kurze Beinpaare besessen. Der Kopf ist verhältnismäßig klein, das heißt im Verhältnis zur Länge des ganzen Körpers, während er an sich gigantisch erscheinen muß. Das in Rede stehende fast vollständig erhaltene Skelett, das in den Smoky Hills im Staate Kansas vor zwei Jahren gefunden wurde, besteht aus 7 Halswirbeln, 10 durch Anorpelrippen mit dem Brustbeine verbundenen Rückenwirbeln, 12 Rückenwirbeln mit falschen Rippen, einem Sacralwirbel und 72 Schwanzwirbeln. Nach der „Science“ beträgt die gesamte Länge des Skeletts etwas über 270 Fuß. Diese kann aber noch nicht einmal die Länge des gesamten Tieres in sich begreifen, da der Berechnung nach statt 72 ursprünglich 86 Schwanzwirbel vor-

landen gewesen sind. Die Gesammänge des Tieres wird demnach auf 300 Fuß geschätzt. Die Aufstellung ist derart getroffen, daß das Knochengeriüst mit seiner Bauchseite auf einen einzigen breiten Tisch gelegt wurde, die Aderstämme ausgeföhrt, ganz so wie es in dem Gestein gefunden wurde. —

Medizinisches.

— Eine Ausstellung alter medizinischer Apparate. Die „Niederländische Gesellschaft für die Fortschritte der Medizin“ hält jetzt in Arnhem ihre 50. Generalversammlung ab, und sie feiert dieses Jubiläum mit einer historischen Ausstellung. Man findet in dieser eine sehr bemerkenswerte Sammlung von Medaillons medizinischer Verhämtheiten, von Vörhaave bis Donders, vor allem aber eine Reihe von merkwürdigen Apparaten, die ehemals in der Heilkunst gebräuchlich waren. Da sind zunächst die Apparate, die für Geisteskrante in Anwendung gebracht wurden. Ihr Kopf wurde in Masken aus Eisendraht eingeschlossen, um sie zu verhindern zu sprechen oder zu beißen, der ganze Körper wurde mit Lederstreifen gebunden, die Füße und die Hände in Ringe und eiserne Handschellen geföhrt. Besonders interessant sind ferner die Handklappen der Ausstößigen, die das städtische Museum von Gonda für die Ausstellung hergegeben hat. Es sind dies drei kleine Holzstücke, die auf eine Säure angereicht sind. So lange die Krankheit nur bis zum ersten Grad gekommen war, durfte der Ausstößige in der Stadt spazieren gehen, aber nur unter der Bedingung, daß er beständig mit seiner Handklapper schellte, damit jedermann ihn ausweichen konnte. Und auch dies hielt man nicht für eine ausreichende Schutzmaßregel; in der Ausstellung ist auch eine alte Verordnung zu sehen, in der den Ausstößigen befohlen wird, sie sollten beim Ausgehen stets auch einen schwarzen Hut mit einem weißen Bande tragen. —

Physikalisches.

— „Optisch leeres“ Wasser. Professor Spring in Stüttich hat interessante Untersuchungen über die Frage angestellt, ob in ganz klaren Flüssigkeiten der Weg eines Lichtbündels überhaupt sichtbar ist, was natürlich nur der Fall sein kann, wenn sich Licht auch seitlich von ihm verbreitet, oder ob die Flüssigkeit von der Seite ganz dunkel erscheint, und das hindurchgehende Lichtbündel unsichtbar bleibt. Während es nämlich, wie die „Techn. Mundschau“ dem „Chem. Centralblatt“ einnimmt, Lyndall gelungen war, den Nachweis zu führen, daß in völlig klarer, staubfreier Luft der Weg konvergenter intensiver Lichter nicht sichtbar ist, ist in Flüssigkeiten durch ein Strahlbündel nicht von Reflexionen an suspendierten Teilchen, sondern von der seitlichen Ausbreitung des Lichtes durch die Moleküle der Flüssigkeiten herröhrt. Auch Soret war es nicht gelungen, Wasser so zu reinigen, daß es von einem Lichtbündel im Inneren erleuchtet wurde; er glaubte aber trotzdem, daß die Beleuchtung nur von suspendierten Stoffen herröhrt. Spring aber gelang es, völlig klaren, optisch leeres Wasser herzustellen, in dem der Weg eines Strahlbündels nicht sichtbar ist. Auch durch sorgfältigste Destillation kann Wasser nicht völlig von trübenden Beimengungen befreit werden. Leitungswasser gab sogar ein Destillat, das trüber war als das angewandte Wasser. Die Filtration, namentlich auch durch Watte, die die Luft vollkommen reinigt, befreite die Trübung nicht, sondern vermehrte sie. Dagegen gelang die Herstellung eines klaren, von einem Lichtbündel nicht erleuchteten Wassers durch die Einwirkung eines hochgespannten Stromes von geringer Stromstärke auf Flüssigkeitsmengen gallertartiger Stoffe. Eine in einem U-Rohr befindliche Suspension von Kieselsäure wurde durch einen Strom von 16 Volt an positiven Pol vollkommen geklärt, während sich die Kieselsäure an negativen ablegte. Es gelang auch, durch chemische Darstellungen, von kolloidalen Fällungen in Wasser dieses absolut klar zu machen, z. B. durch Kaltwasser in einer Lösung von Wasserglas, wobei gallertartiger Kieselsäure Kalk entsteht. Spring glaubt, daß die Aufhellung organischer Flüssigkeiten mit mehr als vier oder fünf Atomen Kohlenstoff nicht nur auf den beigemengten Staub zurückzuführen ist, sondern auch auf eine natürliche Fluoreszenz. Die Aufhellung des Wassers wird der Hauptfache nach wahrscheinlich nicht durch den Staub selbst bewirkt, sondern durch feinste, dem Staub hartnäckig anhaftende Gasbläschen. Diese Gasbläschen haben verschiedene Dide und zeigen die verschiedensten Spektralfarben, sogar mit Vorherrschen des Rot und des Orange. —

Meteorologisches.

en. Ein Staubfall auf dem Meere wurde jüngst an Bord eines zwischen England und Ostasien verkehrenden Dampfers im Mittelmeer beobachtet. Das Schiff befand sich zur Zeit im Kanal von Salita zwischen der gleichnamigen Insel und der tunesischen Küste, als ein feiner brauner Staub die Atmosphäre zu verdunkeln begann. Es wurden Proben gesammelt und später einem Fachmann zur chemischen Untersuchung übergeben. Etwa ein Drittel davon bestand aus doppeltbrechenden Körnern, besonders aus den Kohlen säureverbindungen von Calcium, Magnesium und Eisen.

Nach der Behandlung mit Salzsäure blieb ein für polarisiertes Licht unempfindlicher Rückstand, der hauptsächlich aus Kieselsäure Tonerde mit etwas organischer Substanz bestand, etliche Quarzkörnchen waren nur in sehr geringer Zahl vorhanden, ferner vereinzelte Eiselnörner. Danach bestand der Staub wesentlich aus thonigen und kalkigen Erde. Seine Zusammenetzung sowie der herrschende Wind deuteten auf die Herkunft aus der nordafrikanischen Wüste. Bei dieser Gelegenheit ist an einen im Jahre 1896 erfolgten Staubfall zu erinnern, der in Ungarn stattfand und ganz ähnliche Verhältnisse aufwies, wie der jetzt beschriebene. Damals wurde durch einen Vergleich festgestellt, daß der Staub fast dieselbe chemische Zusammenetzung besaß, wie der Schlamm des Niltromes. Es ist daher auch in diesem Fall anzunehmen, daß der Staub aus dem Niltale bis nach der tunesischen Küste hinübergeweht worden ist, wie er 1886 mit dem Winde sogar bis nach Ungarn gelangte. —

Humoristisches.

— Irrtum. Schumann (abends): „Ich beobachte Sie schon seit drei Stunden, wie Sie hier in verdächtiger Weise um das Haus herum schleichen; folgen Sie mir einmal zur Waage.“ Herr: „Ach, gutes Herrchen, ich habe Sie ja gar nichts Böses im Sinn... ich wollte mir nur hier bei dem Barbier einen Zahn ziehen lassen.“ —
— Stolz. A. (höhnisch): „Der Meier geht; natürlich, dieser Pantoffelheld mag um zehn Uhr zu Hause sein!“ B.: „Und Du?“ A.: „Ich... ich habe heute bis elf Uhr Erlaubnis!“ —
— Druckfehler. Der Graf übte alle schönen Künste, mit Ausnahme der Bakerei. — (Meqa. hum. W.)

Notizen.

— Im Theater des Westens wird als nächste Novität die Oper „Hamlet“ von Ambroise Thomas in Scene gehen und zwar mit Léone Humagalli als Gast in der Titelrolle. —
— Der Preis der Giacomo Meherbeer-Stiftung für Tonkünstler ist im Jahr 1900 auf 4500 Mark erhöht. Es werden drei Preiscategorien gestellt: Eine Chor-Doppelfuge, eine Ouvertüre für großes Orchester und eine Kantate „Coriolan vor Rom“, deren Text Th. Rehnmann verfaßt hat. Die Frist der Ablieferung reicht bis zum 1. Februar 1900. —
— Bei dem jüngeren Wettbewerb, der für Gewinnung eines Entwurfes zu einem zweiten Theater für Köln ausgeschrieben war, erhielt den ersten Preis Regierungsbaumeister Morik in Köln. —
— Die englische Uebersetzung der Schriften Richard Wagners ist jetzt mit dem schönsten Bande, der ausschließlich Prosaerzählungen des Dichterkomponisten enthält, zum Abschluß gelangt. Die Uebersetzung ist von William Ashton Ellis besorgt. —
— Eine interessante Sammlung chinesischer Münzen wurde dem Victoria- und Albert-Museum in South Kensington überwiefen. Die Sammlung umfaßt eine Reihe Silbermünzen verschiedenster Größe, die die Gestalt von geschmiedeter Barren haben, eine Waage mit Messing und Eisenbelegungen, um den Wert zu bestimmen, und einige kleine Münzen, die als Kleingeld verwendet werden. Unter den Münzen befindet sich eine Sammlung von 10.000 Stück mit dem für chinesisches Kupfergeld charakteristischen Loch, durch das ein Nieten gezogen wird; diese haben insgesamt nur einen Wert von ca. 20 M. —
— Am Fuß der Mauer einer Pfarrkirche im Kant von Vervin, in der Gegend der ehemaligen römischen Station Aventicum, sind drei Steinsärgen entdeckt worden. Der eine, der eine Nischen aus massivem Gold in merkwürdiger Arbeit enthält, soll der Sarg des Kaisers Vespaasian sein, der in Aventicum gestorben ist. Die Inschriften der Särge scheinen diese Annahmen zu bestätigen. —
— Auf den Bersten zu Bremerhaven und Oesele münde liegen gegenwärtig nicht weniger als 7 Fischdampfer in den Docks. Sie werden sämtlich um je 7 Meter verlängert. Da die Nordsee überfüllt ist, gehen die Jungreife immer mehr nach den reichen Gründen bei Island. In ihrer früheren Form konnten die Fischdampfer aber für 2-3 Wochen dauernde Reisen nicht den nötigen Kohlenvorrat in ihren Dünnern aufnehmen. Auch die übrigen deutschen Fischdampfer werden in gleicher Weise vergrößert werden müssen. —
— Eine Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1799 befaßt: „Da es jetzt in London Mode wird, für den rechten sowohl als den linken Fuß einer eigenen Schuh oder Stiefel zu tragen, so hat dies den Schuhmachergesellen in London, deren Zahl sich wohl auf 30.000 beläuft, Anlaß gegeben, eine Vermehrung ihres Lohnes von den Meistern zu begehren.“ —
— Im Sande des Jutonsandes in Asien ist Platin in großer Menge entdeckt worden. Der Platingehalt einer Tonne jenes Sandes soll 3072 M. Wert haben. Jede Tonne dieses Sandes enthält gleichzeitig noch für mehr als 400 M. Gold. —